

Die Kölner Blumenpiele.

Interessanter literarischer Wettbewerb in der rheinischen Metropole.

Zum vierten Male seit ihrer Begründung im Jahre 1899 finden heuer in den ersten Maiagen in der lebensfrohen Metropole des Rheinlands die interessantesten literarischen Kampfspiele statt, die sich unter der Bezeichnung der



Dr. Johannes Fastrath.

Kölner Blumenpiele in literarischen Kreisen bereits einen wohlklingenden Namen erworben haben. In's Leben gerufen wurden dieselben durch den Hofrath Dr. Johannes Fastrath, den Vorsitzenden der Kölner Literarischen Gesellschaft, der zu diesem Zwecke eine größere Stiftung machte. Fastrath schöpfte die Anregung zu seinem Plane aus den berühmten „Jeux floraux“, die ihren Ursprung im Jahre 1324 in Toulouse, Frankreich, nahmen, und von dort nach Barcelona, Katalonien, verpflanzt wurden. Die Spiele sollen die deutschen Dichter, besonders junge Talente, zu idealen Schöpfungen begeistern, dessen Grundzüge Vaterland, Religion, Frauenwürde und edler Frauendienst seien.

Die Preise werden von der Hand der Blumenkönigin überreicht. Der Sieger im Wettstreit um das beste Liebeslied hat das Recht, die Königin zu wählen, welcher er seinen Preis überreicht und die er zum Throne geleitet. Die Königin, mit einem Blumenkranz in der Hand, ist von einem Hofstaat von blumengeschmückten, jungen Damen in lichten, farbigen Gesellschaftskleidern umgeben. Eine weltliche Königin, die rheinische Dichterin Gormen Sylva (Elisabeth, Königin von Rumänien) war die erste Blumenkönigin des Kölner Dichterturniers; sie ließ sich jedoch durch eine Dame aus ihrer Heimat Newioid vertreten.

Als Preisrichter fungiren bekannte Schriftsteller. Die fünf Stichtungspreise sind: natürliche Blumen mit geistlicher Schleife und das Recht, die Blumenkönigin zu wählen für den Dichter des besten Liebesgedichtes; ein goldenes Weibchen für das beste religiöse Gedicht; eine goldene Kornblume für das beste Vaterlandsgebieth; eine goldene wilde Rose für die beste Novelle in Vers oder Prosa; und eine goldene Nelke für ein humoristisches Gedicht in kölnischer Mundart. Außerdem kommt noch eine Anzahl außerordentlicher Preise und ein silberner Ehrenbecher der Stadt Köln zur Vertheilung. Unter den Stiftern dieser Preise befindet sich regelmäßig auch eine Anzahl namhafter französischer Schriftsteller, die so ihr Theil zur Verherrlichung der Kölner Blumenpiele und zur besseren Verständigung der beiden Nationen beitragen.

Ein diplomatischer Erfolg.

Bewundernde Achtung einer langjährigen amerikanisch-mexikanischen Streitfrage.

Einen bemerkenswerthen Erfolg hat der Ver Staaten-Botschafter in Mexiko, Powell Clayton, zu verzeichnen, indem er unlängst die Unterbreitung des ersten Streikfalles an das haauger Schiedsgericht durchsetzte. Es handelt sich hierbei um den vielerörterten Bus-Anspruch, einen Streit zwischen der katholischen Kirche des 1848 von Mexiko in die Union abgetretenen jetzigen Bundesstaates Kalifornien und der mexikanischen Regierung bezüglich der Haftbarkeit der letzteren für den Erlös von gewissen Kirchenländereien, welche die mexikanische Regierung als Zusage für die Kirche unter ihre Auf-



Botschafter Powell Clayton.

sicht genommen hatte. Seit mehr als 30 Jahren hatte sich die Ver. Staaten-Regierung vergeblich bemüht, die Sache, bei der etwa \$1,000,000 in Verluste zum Austrag zu bringen. Der Erfolg Claytons ist erst letzter

Tage gelegentlich seiner Anwesenheit in Washington, D. C., bekannt geworden, wobei er sich begeben hatte, um sich wegen einer gegen ihn beim Staatsdepartement erhobenen Anklage zu verantworten, dahin lautend, daß er die Interessen eines amerikanischen Bürger Namens Neal, der wegen Mißachtung eines mexikanischen Gerichts in Mexiko verhaftet worden war, nicht genügend wahrgenommen habe. Wie vorauszufragen, war die Rechtfertigung Claytons eine glänzende.

Powell Clayton, der 1833 in Delaware County, Pa., geboren wurde, besuchte die Bristol-Akademie und bildete sich zum Civilingenieur aus. Er machte den Bürgerkrieg mit, in dem er zum Range eines Brigadegenerals aufstieg. Clayton ließ sich nach dem Kriege in Arkansas nieder, war von 1868 bis 1870 Gouverneur des Staates und von 1871 bis 1877 Bundes-Senator. Er baute die Eureka Springs-Eisenbahn und wurde Präsident der Bahn. Im Jahre 1897 erfolgte seine Ernennung zum Gesandten in Mexiko; 1899 wurde der Posten zur Botschaft erhoben.

Pastor A. W. Hildebrandt.

Der Dichter des Kaiserpreisliedes für das Sängerefest in Baltimore.

Für das im Jahre 1903 in Baltimore, Md., stattfindende Sängerefest des Nordöstlichen Sängerbundes sind bereits seit längerer Zeit gute Vorbereitungen im Gange. Ganz besonderes Interesse erregte bei allen Theilnehmern die kürzlich veröffentlichte Entscheidung der Preisrichter, welche den Text für das Kaiserpreislied aus den eingelaufenen Originalbüchungen auswählten. Pastors A. W. Hildebrandt in West Turin, N. Y. (Post-Office Constableville, N. Y.), die Preis-Gesellschaft zuerkannt.

Die Statue des wandernden Minnesängers, welche bekanntlich den Kaiserpreis bildet, ist bereits zu Anfang dieses Jahres aus der Halle des Gesangsvereins „Arion“ zu Brooklyn, N. Y., nach Baltimore gebracht, und von den „Vereinigten Sängern“ dieser Stadt der Obhut der städtischen Behörden anvertraut worden. Der Preis wurde im Jahre 1900 zu gleichen Theilen an die Gesangsvereine „Arion“ in Brooklyn, N. Y., und „Germania“ in Baltimore, Md., vertheilt, und blieb



Rev. A. W. Hildebrandt.

deshalb nur für die erste Hälfte der Zeit bis zum nächsten Sängerefest im Besitz des Brooklyn „Arion“.

Wie beim Brooklyn Sängerefest im Juni 1900, so wird auch in Baltimore ein heifer Wettstreit um die von Kaiser Wilhelm dem Zweiten gestiftete herrliche Siegestrophäe entbrennen, und dieser Sängerkrieg dürfte sich diesmal insofern noch anregender gestalten, als der Text des neuen Kaiserpreisliedes an sprachlicher Schönheit und Innigkeit das im Jahre 1900 ausgewählte Lied übertrifft, und nach dem einstimmigen Urtheile musikalischfähiger Personen ganz besonders gut zur Vertonung geeignet ist.

Das prächtige Gedicht trägt den Titel: „Das deutsche Weibchen“, und hat folgenden Wortlaut:

Zu hast mit deiner schlichten Weite Mein Herz gebracht in deinen Baum: Daß ich aus deinem Zambereiche, Der mich umschlingt so lieb und leise, Mich immermehr bestreuen kann.

Es lang mit deiner süßen Sprache Die Anterliche mich zur Ruh: Der nach so thümenhaft der Sprache, Die Mutter lang, und dein Gelange, Schloß mir der Schlaf das Auge zu.

Dem frohen Reigen um die Luibe Erklangt du in der Sommernacht. Der Weibchen hingst dem schüden Kunde, Der Wanderbüch im Morgenwunde Und der Solcat auf stiller Wacht.

Da ich nun fand auf fremder Erde Nach langem Wandern Ruh und Raß, Wie ich in deine mein Geheite Und bist an meinem neuen Berde, Du, deutsches Weib, mein lieber Gast.

Der Schöpfer dieses Poems wurde im Jahre 1862 in Scheubitz, Provinz Sachsen, als Sohn des Rectors Gustav F. Hildebrandt geboren. Nach Absolvierung des Dom-Gymnasiums zu Merseburg bezog er die Universität Halle, und studierte dortselbst Theologie. Im Jahre 1890 erhielt er einen Ruf auf die Nazarethgemeinde zu Chicago, blieb aber nur kurze Zeit in dieser Stellung, um dann das Pfarramt an der Evangelischen Gemeinde zu West Turin anzutreten, das er jetzt noch inne hat. Pastor Hildebrandt hat wiederholt Gedichte und Artikel aus seiner Feder in deutsch-amerikanischen Zeitungen veröffentlicht.

Unsere Künstler in Paris.

Von Karl Eugen Schmidt.

Paris, den 25. März 1902. Jüngend eine amerikanische Kunst-Gesellschaft hat beschlossen, in Paris ein amerikanisches Kunst-Institut zu gründen, und hat sich deshalb an den Pariser Stadtrath gewendet in der Hoffnung, von der Stadt Paris unentgeltlich ein geeignetes Stück Land zu erhalten, wo man das neue Institut errichten könne. An und für sich halte ich die Idee einer solchen Gründung in Paris nicht für schlecht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß heute Paris die vornehmste Kunststadt Europas ist, das Centrum aller modernen Bestrebungen auf den Gebieten der bildenden Kunst, in der Malerei und Sculptur, wie im Kunstgewerbe. In der Architektur dagegen steht es nicht sehr glänzend aus, und in allen andern Künsten, in der Musik, der Schauspielkunst u. s. w. können die jungen Amerikaner anderswo mehr lernen als hier. Für die bildende Kunst aber ist Paris der rechte Platz, und die Institute der europäischen Nationen in Rom und Athen sind veraltet und erfüllen ihren Zweck nicht mehr. Der junge deutsche Künstler wendet sich heute nicht mehr nach Rom, es sei denn, daß ihn ein akademisches Stipendium dahinweise, sondern nach Paris, und ebenda stellen sich die englischen, skandinavischen und besonders die amerikanischen Künstler ein. Die Amerikaner sind hier so zahlreich, daß sie alle andern ausländischen Künstlercolonien in den Schatten stellen, und nicht nur in den Pariser Kunstschulen, sondern auch in den bretonischen Küstenorten, die seit einigen Jahren zur Sommerfröhen der Pariser Künstler geworden sind, sieht man außerordentlich viele Amerikaner.

Es lag also nahe, daß irgend ein amerikanischer Mäcen, oder auch eine Körperschaft auf die Idee kam, einen Pariser Preis zu stiften, der den deutschen Romstipendien und dem französischen Prix de Rom entspräche. Und nach dem römischen Beispiele der europäischen Nationen wollte man dann gleich ein geeignetes Gebäude mit Werkstätten und Wohnungen, worin die Stipendiaten wohnen und arbeiten sollten. Und auch darin haben die Urheber dieser Idee sich durchaus dem europäischen Vorbilde derartiger Gründungen angeschlossen, als sie offenbar darauf aus sind, die akademische Kunst zu pflegen, die hier von den Professoren der staatlichen Akademie gelehrt wird. In diesem Punkte sind die Gründer des amerikanischen Kunstinstituts in Paris offenbar gänzlich auf dem Holzwege, und ihre Gründung wird für die Kunst nicht mehr Bedeutung haben als die ähnlichen französischen, deutschen und spanischen Institute in Rom. Diese bedeuten nämlich für die Kunst an und für sich nicht das geringste, sie haben nur für den Künstler Bedeutung. Einem begabten jungen Manne den sorgenlosen Aufenthalt in einer höchst interessanten, mit künstlerischen Anregungen vollgepflanzten Stadt für ein oder mehrere Jahre zu gestatten, ist eine Wohlthat, die von den damit Bedachten als außerordentlich groß empfunden werden muß. Und den jungen Amerikanern, die in ihrem Vaterlande fast nur Beispiele von Monuments-making vor Augen haben, wird der mehrjährige Aufenthalt in Paris, wo man mehr als anderswo auch andere Lebensideale huldigt, sehr nützlich und angenehm sein, selbst wenn sie für ihre Kunst weiter nichts lernen.

Wenn ich deshalb auch geneigt wäre, man hätte sich als Leiter des Pariser amerikanischen Instituts andere Leute herausgesucht als die hiesigen akademischen Professoren, so finde ich doch die Idee unbedenklich ganz gut. Leider aber haben die Gründer der künftigen Kunstschule in ihrer Rechnung etwas übersehen. Sie haben offenbar den unaufhörlichen Verfeinerungen der Franzosen Glauben geschenkt und diese für die gästfreundlichsten Menschen von der Welt gehalten. Sie haben sich eingebildet, die Pariser würden die Nachricht von der neuen Gründung mit Jubel aufnehmen und die jungen amerikanischen Künstler mit offenen Armen empfangen. Zu dieser Annahme hatten sie allerdings Berechtigung genug, inwiefern die Franzosen sich immer für die ganz besonders intimen Freunde der transatlantischen Republikaner auszugeben lieben, und dann weil die Gründung einer amerikanischen Akademie in Paris doch im Grunde eine Schneiselei für Paris ist, welche dem für derartige Kämpfe so empfänglichen französischen Volke höchst angenehm sein mußte. Und in der That waren die hiesigen Mäcen sehr stolz, als sie die erste Nachricht von der beabsichtigten Gründung meldeten, und sprachen nicht ganz mit Unrecht davon, daß Paris nunmehr an die Stelle Athens und Roms getreten und die Lehrmeisterin der jungen Nationen in den Künsten der Civilisation geworden sei.

Nachher aber kam der kalte Wasserstrahl. Wie schon oben gesagt, erschufen die amerikanischen Gründer den hiesigen Stadtrath um Abtretung eines geeigneten Grundstückes, wo sie ihre neue Kunstschule erbauen könnten. Der Stadtrath hat dieses Gesuch einfach an den Ausschuss der Societe des artistes francais weitergegeben lassen, damit diese, officiell: Kunstgenossenschaft, deren jährliche Ausstellungen unter dem Namen des Salon des Champs Elysees bekannt sind, ihre Ansicht über das Annehmen der Amerikaner äußere. Und siehe da, ein-

stimmig erklärte sich der Vorstand der genannten Gesellschaft gegen das amerikanische Projekt. Selbst Herr Bartholdi, der Schöpfer der Freiheitsstatue im Hafen von New York, der hier aufgestellten Gruppe Washingtons und Lafayette's und anderer Arbeiten mit amerikanischem Untergrund, erklärte sich gegen die kostenlose Abtretung eines Grundstückes. Die Gründe, welche von den Pariser Künstlern für diese feindselige Haltung angegeben wurden, scheinen mir nicht die wirklichen zu sein. Zwar haben sie im Grunde ganz recht, wenn sie darauf hindeuten, daß Kunstwerke, deren Urheber nicht Amerikaner sind, bei der Einführung in die Vereinigten Staaten einen hohen Zoll bezahlen, eine ebenso unverständige und kulturfeindliche wie lächerliche Maßregel der Schutzgölner, die bisher von keinem einzigen Lande nachgeahmt worden ist. Und sie haben auch recht, wenn sie sagen, daß der Pariser Stadtrath sich vor zwei Jahren weigerte, eben der Gesellschaft der französischen Künstler ein zur Abhaltung ihres jährlichen Salons nöthiges städtisches Grundstück unentgeltlich einzuräumen, und daß es somit etwas toll wäre, wenn die Stadt Paris den Ausländern gäbe, was sie den einheimischen Künstlern verweigerte. Aber all das sind doch nicht die Hauptgründe.

Die muß man lediglich da suchen, wo in den allermeisten Fällen die Beweggründe der Menschen zu finden sind: im Geldbeutel. Die französischen Künstler fürchten sich ganz einfach vor der amerikanischen Konkurrenz, und es wäre ihnen ganz recht, wenn überhaupt kein Amerikaner mehr über den Ozean käme, um hier sich der Kunst zu widmen. Bis vor wenigen Jahren noch dachten die amerikanischen Millionäre fast ihren ganzen Bedarf an Kunstwerken in Europa, und es war wunderbar, wenn einmal einer von ihnen einem einheimischen Landsmann einen Auftrag gab. In den letzten Jahren aber scheint doch auch das amerikanische Publikum allmählich gemerkt zu haben, daß es mit der amerikanischen Inferiorität auf idealen Gebieten vorbei ist. Die amerikanischen Mäcene wenden sich jetzt nicht mehr in gleich hohem Maße wie früher an die Künstler von Paris, München und Rom, sondern bleiben bei ihren Landsleuten. Und darin kann man sie nur bestärken, nicht etwa aus amerikanischem Patriotismus, sondern im Interesse der Kunst selbst. Wenn es ein Amerikaner vorzieht, sein Porträt von Sargent oder Whistler statt von Benjamin Constant oder Jules Lespore malen zu lassen, so bedeutet das nicht etwa, daß der betreffende Besteller ein guter Patriot ist, sondern es kann ebensoungut bedeuten, daß er ein Mann von Geschmack und Kunstverständnis ist. Gerade deshalb kommen mir die Ausführungen des hiesigen „Journal des Arts“, welches dem amerikanischen Plane einen langen Artikel von sechs ganzen Spalten widmet und sich darin selbstverständlich gegen die Amerikaner und gegen die Ausländer überhaupt ausspricht, so überaus lächerlich vor.

Die amerikanischen Annonothings leisten doch gewiß ein Erleuchtliches in der Selbstberäuberung, aber ich glaube kaum, daß sie darin ihre französischen Kollegen übertreffen. Hören Sie nur, wie das „Journal des Arts“ das Loblied der französischen Künstler singt: „Da die französischen Künstler die talentvollsten, die geschicktesten und die besten sind, heimstern sie die wohlverdienten Wohlspriüche der Fremden ein. Leider aber ließen sie sich durch diese Wohlspriüche verblenden und gaben sich bereitwillig dazu her, ihre Kunst den Fremden zu offenbaren. Es schien ihnen edel und löblich, dem ungeleiteten Amerikaner, der nur die Art und den Hammer zu handhaben wußte, zu zeigen, wie man mit einem zarten Striche die Seele wiedergeben kann.“

Aber die edlen Männer wurden schändlich enttäuscht, denn diese Amerikaner waren nur zum geringsten Theil Idealmenschen, welche sich aus reiner Liebe zur Kunst mit der Malerei oder der Sculptur befaßten. Nein, sehr viele von ihnen wollten mit ihrer Kunst — horrible dictu — Geld verdienen, eine Sache, die man bisher niemals in Frankreich wahrgenommen hatte. Die französischen Künstler hatten, ehe sie die Bekanntschaft der bösen Amerikaner machten, sich stets ausschließlich um den Ruhm gekümmert und auf das Geld gepfiffen, wie man männlich weiß. Aber diese Pantees find gekommen und haben den ganzen Charakter der französischen Künstler vollständig umgeändert. Jetzt laufen auch diese dem elenden Mammon nach und wollen: kein Bild mehr umsonst malen. Also lautet das Klageged des „Journal des Arts“, worin den Amerikanern die Verderbung guter Sitten vorgeworfen wird. Da aber nun das „Journal“ so idealen Zweden huldigt, ist es doch höchst sonderbar, daß es sich gleich nachher beschwert, die in Paris ausgebildeten amerikanischen Künstler verkaufen ihre Waare jetzt in den Vereinigten Staaten, und die französischen Künstler seien in der größten Gefahr, diesen guten Markt gänzlich zu verlieren. Wenn die französischen Künstler so uneigennützig und ideal gesinnt sind, wie das Journal behauptet, so muß ihnen doch der Verlust eines Marktes ganz egal sein. Ein paar Dollar mehr oder weniger kann sie da nicht gleichgültig machen, so lange sie nur die Preise im Salon einheimen.

Das Abblöndlinge aber in diesem überlangen Artikel ist die Anschauung des betreffenden Kunstschriftstellers, der allen Ernstes zu glauben scheint, man könne die Kunst Raphael's und Michelangelo's erlernen. Der Mann bildet sich wahrhaftig ein, die Kunst sei ein Handwerk wie die Schuhmacherei, und es genüge, drei Jahre lang eine Pariser Akademie zu besuchen, um ein perfekter Maler oder Bildhauer zu werden. Daß dazu vor allen Dingen eine Sache gehört, die man Talent zu nennen pflegt und die man in keiner Werkstatt und in keiner Schule der Welt erlernen kann, scheint ihm gänzlich unbekannt. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß Leute wie Whistler, Sargent, Alexander Harrison, Gari Melchers und hundert andere Amerikaner, die ich nennen könnte, große Künstler geworden wären, selbst wenn sie Paris nie gesehen hätten. Und er scheint sich auch über die wahren Ziele der amerikanischen Kunst außerordentlich zu täuschen, indem er schreibt: „Wenn heute ein Liebhaber von Minnesota oder ein Schweinefönig von Chicago plötzlich die Narrtheit bekommt, sich eine Gemäldegalerie anzuschaffen, so hat er nicht mehr nöthig, sich nach Paris zu wenden, sondern er findet in seiner nächsten Nähe einen in unseren Salons preisgekrönten Künstler, der ihm „Simili-Detaille“ und „Pseudo-Vouquereaus“ fabrizirt.“

Wenn man Leute wie die oben genannten vier Amerikaner hat, wendet man sich wahrhaftig weder an die Nachahmer Detaille's und Vouquereaus, noch an diese großen Meister selber, deren porzellanene und pappdelfine Figuren man nachgerade satt hat, und wenn der Mann vom „Journal des Arts“ diese beiden Leute, die wahrhaftig kein Kritiker mehr ernst nimmt, als die Stellvertreter der französischen Kunst ansieht, so kann er mir sehr leid thun. Da haben wir denn doch ganz andere Leute unter den wachsenden Amerikanern, Leute, die so hoch über Vouquereau und Detaille stehen wie die Brücke von Brooklyn über den Pont Alexandre und der Niagara über den Wasserfällen des Parks von Versailles. Wahrhaftig, man wird beinahe von Spread-eagle-Patriotismus erfaßt, wenn man solchen Quacksalch liest, wie den im „Journal des Arts“ verzapften.

Wie man Leute wie die oben genannten vier Amerikaner hat, wendet man sich wahrhaftig weder an die Nachahmer Detaille's und Vouquereaus, noch an diese großen Meister selber, deren porzellanene und pappdelfine Figuren man nachgerade satt hat, und wenn der Mann vom „Journal des Arts“ diese beiden Leute, die wahrhaftig kein Kritiker mehr ernst nimmt, als die Stellvertreter der französischen Kunst ansieht, so kann er mir sehr leid thun. Da haben wir denn doch ganz andere Leute unter den wachsenden Amerikanern, Leute, die so hoch über Vouquereau und Detaille stehen wie die Brücke von Brooklyn über den Pont Alexandre und der Niagara über den Wasserfällen des Parks von Versailles. Wahrhaftig, man wird beinahe von Spread-eagle-Patriotismus erfaßt, wenn man solchen Quacksalch liest, wie den im „Journal des Arts“ verzapften.

Wichtige Ernennungen.

Personenwechsel im Einwanderungs- und Civildienstamt.

Photograph, Soldat und Arbeiterführer. Sargent's Beröhmungspolitik — Garfield's Abkennung und geschäftliches Wirken. Merkwürdiges Zusammenreffen.

Unter den Ernennungen, die Präsident Roosevelt in der letzten Zeit gemacht hat, dürften die Berufung des Arbeiterführers Frank P. Sargent zum General-Einwanderungs-



General-Einwanderungs-Kommissar Frank P. Sargent.

kommissar und diejenige James R. Garfield's von Cleveland, D., zum Civildienst-Kommissar wohl in den weitesten Kreisen interessieren. Sargent tritt damit an die Stelle Bowdler's, Garfield an diejenige Robenbergs. Gleichzeitig mit dem Wechsel in dem obersten Posten der Einwanderungsbehörde vollzieht sich eine Aenderung im New Yorker Einwanderungs-Bureau, indem dort für den ausscheidenden Einwanderungs-Kommissar Fildie und den Hilfs-Kommissar MacSwain der Absolot William Williams und der frühere Accise-Kommissar Joseph Murray, Beide von New York, bestellt wurden. Murray ist der politische „Pathe“ Roosevelt's. Er laicirte diesen in die Politik, indem er 1881 die Nomination Roosevelt's zum Mitglied der Assembly des Staates New York in „Gotham“ durchsetzte. Als Roosevelt 1899 als Gouverneur in das Kapitol zu Albany einzog, wurde Murray Hilfs-Kaufes des Kapitals.

Frank P. Sargent wurde im Jahre 1851 in Orange County, Nt., geboren. Er bildete sich zum Photographen aus und unternahm eine Reise nach Arizona, wo er in ein Ver. Staaten-Kavallerie-Regiment eintrat. Nach Absolvierung seiner Dienstzeit erhielt er eine untergeordnete Stelle bei der Southern Pacific-Eisenbahn. Sargent wurde dann Lotomotivbeizer und schloß sich bei der Gründung der Bruderschaft der Lotomotivbeizer dieser Verbindung an. Seit mehr als 20 Jahren ist er Großmeister der Bruderschaft. Später wurde er Präsident des Oberathes der Eisenbahnangestellten. In diesen seinen Eigenschaften hat Sargent bei Differenzen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern stets für friedlichen Vergleich gewirkt. Wohl auch aus diesem Grunde wurde Sargent bei den Differenzen zwischen Arbeiter und Arbeitnehmern stets für friedlichen Vergleich gewirkt. Wohl auch aus diesem Grunde wurde Sargent bei den Differenzen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern stets für friedlichen Vergleich gewirkt.

Frank P. Sargent ist ein guter Redner und klar und überzeugend in seinen Argumentationen. Er genießt nicht nur bei den Arbeitern, sondern auch in anderen Kreisen das höchste Ansehen. James R. Garfield, der gegenwärtig im 36. Lebensjahre steht, ist ein Sohn des 1851 von Rubenhand ermodeten Bundespräsidenten Garfield. Er unterhält im Verein mit seinem Bruder Harry M. Garfield in Cleveland, D., ein Anwaltsbureau. James R. Garfield wurde 1895 in den Staats-senat von Ohio gewählt, wo er der „Water“ eines unter dem Namen „Garfield Election Law of Ohio“ bekannten Gesetzes wurde, nach dem jeder Kandidat für ein durch Wahlen zu besetzendes öffentliches Amt angehalten war, beim Staatssekretär eine beschworene Angabe über die während der Wahlkampagne gemachten Ausgaben einzureichen. Das Gesetz wurde später



Civildienst-Kommissar James R. Garfield.

zurückgerufen. Interessant ist die Thatsache, daß James R. Garfield damals denselben Wahlbezirk, nämlich den Portage-Summit-District vertrat, der bereits 1859 Garfield's berühmten Vater in den Senat des „Vudeye“-Staates entsandt hatte.